



Sabrina Beck



Stephanie Wermelinger

Von Prinzessinnen und Superhelden: Geschlechtsunterschiede in Freundschaften von der frühen Kindheit bis in die Adoleszenz

Freund:innen sind wichtig. Sie bilden Übungsräume, Orte des Austausches und des Wachstums. Schon früh bevorzugen Kinder Spielkamerad:innen des gleichen Geschlechts. Dies kann sich auf die Ausbildung ihrer Vorlieben und Fähigkeiten auswirken. Im Jugendalter werden Freundschaften zunehmend eine wichtige Quelle für emotionale Unterstützung und Nähe. Während Mädchen sich eher auf intime Freundschaftsdyaden konzentrieren, interagieren Jungen vor allem in grösseren Freundschaftsgruppen, in denen Kameradschaft und Wettbewerb eine grosse Rolle spielen.

Princesses et super-héros : différences dues au genre dans les amitiés, de la petite enfance à l'adolescence

Les amitiés sont essentielles. Elles constituent des espaces d'expérimentation, des lieux d'échange et de croissance. Très tôt, les enfants privilégient les camarades de jeu du même sexe. Cette attitude peut influencer la formation de leurs préférences et facultés. À l'adolescence, les amitiés deviennent une source de plus en plus importante de proximité et de soutien émotionnels. Alors que les filles se concentrent plutôt sur des binômes amicaux intimes, les garçons ont tendance à former de grands groupes d'amis où la camaraderie et la compétition ont une place centrale.

Freundschaften sind anders als alle anderen Beziehungen: Kinder lachen, reden, und teilen mehr mit Freund:innen als Nicht-Freund:innen und sind eher gewillt, Konflikte mit ihren Freund:innen aus dem Weg zu räumen (Foot et al., 1977). Freund:innen sind ständige

Begleiterinnen und Förderer der sozialen, kognitiven, sprachlichen und motorischen kindlichen Entwicklung (Sherman et al., 2000). So haben es Kleinkinder, deren Freund:innen bereits in der Kita auf sie warten, am Morgen leichter, sich von ihren Eltern zu verabschieden (Shohet et al., 2019). Freund:innen zu haben erhöht das Selbstbewusstsein von Schulkindern, ihre Fähigkeit mit Stressoren umzugehen (Hartup & Stevens, 1999) und ihr Engagement in der Schule (Ladd et al., 1997). Kinder mit Freund:innen sind kooperativer, prosozialer, weniger einsam (Hartup, 1998) und besser in der Schule (Ladd et al., 1997) als Kinder ohne Freund:innen.

Freund:innen finden

Freund:innen kommen nicht von ungefähr. Wer sich anfreundet und wer nicht, entscheiden oft drei Dinge: räumliche Nähe, Prosozialität und Ähnlichkeit. Collegestudierende, die sich ein Zimmer teilen, werden eher Freund:innen als andere Mitstudierende – auch wenn die Zimmerzuteilung zufällig war (Newcomb, 1961).

Schon Drei- bis Fünfjährige geben gemeinsam verbrachte Zeit als einen Indikator für Freundschaft an (Lieberman & Shaw, 2019). Kinder und Erwachsene erwarten ausserdem, dass Freund:innen nett zueinander sind – man soll sich helfen, einander unterstützen und trösten. Diese Erwartung an prosoziales Verhalten zeigt sich zum Beispiel darin, dass Kinder schon mit drei Jahren Dinge und Geheimnisse eher mit ihren Freund:innen als mit anderen Gleichaltrigen teilen (Lieberman & Shaw, 2017, 2019). Letztlich bestimmt auch die wahrgenommene Ähnlichkeit, wer zu Freund:innen wird. Solche Gemeinsamkeiten können auf äusseren Ähnlichkeiten wie dem Geschlecht oder der Ethnie beruhen (Lieberman & Shaw, 2019) oder aus gemeinsamen Interessen und Talenten entstammen (Afshordi, 2019).

Geschlechtsunterschiede in der Kindheit

Schon kurz vor ihrem dritten Geburtstag beginnen Kinder bevorzugt mit gleichgeschlechtlichen Gleichaltrigen zu spielen (Serbin et al., 1994). Diese Trennung der Geschlechter verstärkt sich über die Kindheit hinweg immer weiter. Während Jungen im Kindergartenalter dreimal öfters mit Jungen als mit Mädchen spielen, ist dieses Verhältnis bei 6.5-Jährigen schon 11:1. Das Gleiche gilt im umgekehrten Fall für Mädchen (Maccoby & Jacklin, 1987; für ein aktuelles Review siehe Mehta & Smith, 2022).

Mädchen und Jungen unterscheiden sich jedoch nicht nur darin, *mit wem*, sondern auch *wie sie* spielen. Während Mädchen eher zu zweit unterwegs sind, spielen Jungen präferiert in Gruppen. Mädchen mögen es ruhiger und betonen die Kooperation mit ihren Gefährtinnen. Ihre Spiele sind öfters von Erwachsenen strukturiert und folgen strikten sozialen Regeln. Jungen dagegen spielen eher wild, wettbewerbsorientiert und von Bezugspersonen unabhängig (Fabes et al., 2003; Maccoby, 1990). Aggressionen zeigen sie offen durch die Darstellung von körperlicher Dominanz, während Mädchen dazu tendieren, ihre Konflikte verbal und mit weniger offensichtlichen Verhaltensweisen zu lösen (z.B. durch Ausschluss aus der Gruppe; Rose & Smith, 2018). Natürlich trifft dies nicht auf jedes Kind und jede Freundschaft zu. Die Trennung von Mädchen und Jungen wird jedoch häufig beobachtet. Sie kann dazu führen, dass Kinder in anderen Subkulturen gross werden,

andere Vorlieben und Fähigkeiten entwickeln und sich bestehende Rollenbilder und Stereotypen verfestigen (Maccoby, 1998).

Frühe Freundschaften sind Übungsräume. Sie erlauben es Kindern, neue Fähigkeiten zu erwerben und ihr Verhalten sozialen Normen anzupassen. So lernen Mädchen in Freundschaften, wie man mit anderen Mädchen redet, worin sie gut sein sollten (musische Schulfächer) und worin nicht (naturwissenschaftliche Fächer), wie sich Mädchen kleiden, verhalten und ihre Gefühle ausdrücken. Jungen dagegen üben sich im Umgang mit anderen Jungen, müssen sich durchsetzen und andere führen. Sie lernen, dass Jungen Mathematik und Computer mögen und Ingenieur werden (Heck et al., 2021). Dabei wird Verhalten, das den jeweiligen Geschlechternormen entspricht, von den Gspännli verstärkt: Man gehört dazu. Abweichendes Verhalten führt hingegen eher zu Ablehnung, Ausschluss und sogar Mobbing (Smith & Leaper, 2006). Jungs werden zu Superhelden und Mädchen zu Prinzessinnen. Irgendwann verstehen Mädchen andere Mädchen und Jungen Jungs besser und fühlen sich unter ihresgleichen wohler als mit Gleichaltrigen anderer Geschlechter (Fabes et al., 2018). Dabei spielt die Dosis der gleichgeschlechtlichen Spielzeit eine wichtige Rolle: Je mehr Zeit Kinder mit gleichgeschlechtlichen Spielgefährt:innen verbringen, desto stärker zeigen Kinder dann auch geschlechtsstereotypes Verhalten (Martin & Fabes, 2001).

Der Zusammenhang von geschlechtssegregierten Kinderfreundschaften mit der Ausbildung der entsprechenden Stereotypen ist hier bewusst überspitzt dargestellt. Die kindliche Realität ist selbstverständlich um einiges weniger eindeutig. Nicht alle Freundschaften verstärken geschlechterstereotypes Verhalten und vielerlei andere Einflüsse bestimmen, welche Geschlechterstereotypen und -normen Kinder entwickeln. Es wird jedoch angenommen, dass einige der Geschlechtsunterschiede in Berufsbildern und Studienfächern im Erwachsenenalter sowie die Unterrepräsentation von Frauen in Führungspositionen unter anderem auf die frühe Trennung von Geschlechtern in Kinderfreundschaften zurückgeführt werden können (Heck et al., 2021).

Freundschaften in der Adoleszenz: Erlernen emotionaler und sozialer Fähigkeiten

Auch in der Adoleszenz spielen Freundschaften eine zentrale Rolle. Ungefähr 90% der Jugendlichen berichten von gleichgeschlechtlichen Freundschaften (Graber et al., 2016). Eine einzige enge Freundschaft besteht für die meisten Jugendlichen, unabhängig davon, wie sozial kompetent oder extrovertiert sie sind (Finkenauer & Righetti, 2011). Der Aufbau und die Aufrechterhaltung enger Freundschaften ist eine wichtige Entwicklungsaufgabe im Jugendalter. Neben dem Teilen gemeinsamer Interessen rückt nun auch die gegenseitige emotionale Unterstützung in den Vordergrund (Frydenberg, 2018; Hartup & Stevens, 1999). Jugendliche tauschen sich mit ihren Freund:innen offener und anders über ihre innere Gefühlswelt aus als mit erwachsenen Bezugspersonen. Im Umgang mit Gleichaltrigen lernen Jugendliche ihre Emotionen weiter zu verstehen (Chow et al., 2013). Sie werden sich zunehmend darüber bewusst, was sie in einem bestimmten Moment fühlen und lernen, zwischen verschiedenen Emotionen zu unterscheiden (Lane & Schwartz, 1987; Penza-Clyve & Zeman, 2002). Das Sprechen über verschiedene Gefühlszustände und die Erfahrung, dass gleichaltrige Freund:innen diese oft verstehen und nachempfinden können, sind essenziell für die emotionale Entwicklung. Jugendliche sind zudem häufig mit Gleichaltrigen befreundet, die ähnlich einfühlsam sind wie sie selbst. Dabei zeigt sich, dass Jugendliche, die empathischere Freund:innen haben, im Laufe der Zeit mehr Empathie entwickeln im Vergleich zu Jugendlichen mit weniger empathischen Freund:innen (Miklikowska et al., 2022).

In Freundschaften lernen junge Erwachsene auch, wie man Emotionen in sozialen Beziehungen steuert und reguliert und sich so an unterschiedliche soziale Kontexte anpasst und soziale Ziele erreicht (Borowski & Zeman, 2018; Eisenberg et al., 1998; Hubbard & Dearing, 2004). Sie orientieren sich hierbei zunehmend an Gleichaltrigen, welche dieselbe Lebensumwelt teilen wie sie. So gleichen sich befreundete Jugendliche in ihrer Nutzung von Emotionsregulationsstrategien (z.B. kognitives Problemlösen) über die Zeit hinweg an und können sich so positiv beeinflussen (Reindl et al., 2016) fear, and sadness.

Der gemeinsame Austausch über Probleme in Freundschaften kann sich jedoch auch negativ auswirken – einige Jugendliche grübeln mit oder sprechen mit Freund:innen über Probleme in einer Weise, die exzessiv, spekulativ und negativ ausgerichtet ist. Dies stellt ein Risiko für internalisierende Probleme (z.B. sozialer Rückzug, Ängste) dar. Insbesondere Mädchen neigen dazu, viel Zeit in ihren Freundschaften damit zu verbringen, zwischenmenschliche Probleme zu besprechen. Dies kann ungünstige Bewältigungsstrategien fördern, wenn auch in der Regel nur in geringem Ausmass (Rose et al., 2022). Positive Beziehungen zwischen Gleichaltrigen fördern die Entwicklung prosozialen Verhaltens (Padilla-Walker et al., 2015). Prosoziales Verhalten gegenüber Freund:innen ist oft ein Indikator für Loyalität, Fürsorge und Sympathie. Während der Adoleszenz zeigen Jugendliche mehr prosoziales Verhalten gegenüber Freund:innen als gegenüber Familienmitgliedern oder Fremden (Padilla-Walker & Christensen, 2011). Dies vor allem, weil sie sich wünschen, eine bestehende Beziehung zu verbessern, als dass sie eine Gegenseitigkeit erwarten würden (Barry & Wentzel, 2006).

Jugendliche, die nur wenige Freund:innen haben und eine geringere Akzeptanz durch Gleichaltrige erleben, weisen häufig eine schwächere soziale Anpassungsfähigkeit auf. Die Qualität der Freundschaften kann jedoch ein wichtiger Puffer gegen Anpassungsprobleme sein, selbst wenn die Akzeptanz durch Gleichaltrige und die Anzahl der Freund:innen niedrig sind (Waldrip et al., 2008). Verschiedene Studien konnten zeigen, dass die wahrgenommene Qualität einer engen Freundschaft bei Jugendlichen die individuelle Widerstandsfähigkeit (Resilienz) fördert und sich positiv auf das Zugehörigkeitsgefühl auswirkt (Finkenauer & Righetti, 2011; Way, 2013). Jugendliche mit guten Freund:innenn haben eher einen konstruktiven Bewältigungsstil, der durch die Suche nach sozialer Unterstützung und proaktivem Verhalten gekennzeichnet ist und zu einem erhöhten Wohlbefinden beiträgt (Graber et al., 2016).

Geschlechtsunterschiede im Jugendalter

Geschlechtsspezifische Unterschiede in Freundschaften zeigen sich auch im Jugendalter. Mädchen konzentrieren sich eher auf intime Freundschaftsdyaden, die durch Selbstöffnung, Empathie und gegenseitige

Unterstützung gekennzeichnet sind. Jungen interagieren im Allgemeinen eher in grösseren Freundschaftsgruppen, in welchen Kameradschaft, gemeinsame Aktivitäten und Wettbewerb eine grosse Rolle spielen (Galambos, 2004; Maccoby, 1990). Wettbewerb in Freundschaften wird aus Sicht der Jungen häufig positiv und motivierend erlebt, während er in Mädchen-Freundschaften eher Stress auslöst. Es wird davon ausgegangen, dass Mädchen-Freundschaften eher unterstützend und auf Gleichberechtigung ausgerichtet sind (Colarossi & Eccles, 2000; Helsen et al., 2000; Jenkins et al., 2002), während in Jungen-Freundschaften negative Interaktionen und Dominanzkonflikte stärker ausgeprägt sind (Jenkins et al., 2002; Updegraff et al., 2004). Dies könnte sich dadurch erklären lassen, dass Jungen-Freundschaften insgesamt wettbewerbsorientierter sind und aufgrund einer höheren Anzahl von Freundschaften mehr riskieren als Mädchen, welche nur wenige, dafür jedoch enge dyadische Freundschaften pflegen (McGuire & Leaper, 2016). Mädchen erleben insgesamt weniger negative Interaktionen in Freundschaften, während sie bei Jungen in der frühen Adoleszenz ansteigen und in der späten Adoleszenz wieder abnehmen (De Goede et al., 2009). Jungen haben tendenziell mehr Kontakt zu ihren Freunden, während Mädchen eine höhere Qualität der Freundschaften angeben (Wissink et al., 2009). Jedoch profitieren auch Jungen von engen Freundschaften – sie berichten ein höheres emotionales Wohlbefinden als Jungen, welche sich hauptsächlich in Freundschaftsgruppen befinden (Graber et al., 2016).

Freund:innen sind wichtig. Freundschaften beeinflussen die soziale Anpassungsfähigkeit und das psychische Wohlbefinden über die gesamte Lebensspanne hinweg (Helgeson & Lopez, 2010). Sie können Grundbedürfnisse wie Zuneigung und Zufriedenheit, Zugehörigkeit, Empathie und gegenseitige Unterstützung befriedigen (Mendelson & Aboud, 1999). Freundschaften bilden einen Kontext des zwischenmenschlichen Austauschs, in dem Wachstum und Entwicklung stattfinden (Graber et al., 2016). Schon in der frühen Kindheit sind Freundschaften oft gleichgeschlechtlich und unterscheiden sich zwischen Mädchen und Jungen. Diese Trennung der Geschlechter beeinflusst das Verhalten, die Vorlieben und die Fähigkeiten der Kinder über die Adoleszenz hinaus.

Angaben zu den Autorinnen

Sabrina Beck, Jacobs Center for Productive Youth Development, Universität Zürich, sabrina.beck@jacobscenter.uzh.ch
 Stephanie Wermelinger: Entwicklungspsychologie: Säuglings- und Kindesalter, Universität Zürich, s.wermelinger@psychologie.uzh.ch

Literaturverzeichnis

